

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 51 (1925)  
**Heft:** 16: Zürcher Sechseläuten  
  
**Artikel:** Ein zuverlässiges Mittel  
**Autor:** Altheer, Paul  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-457405>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Ein zuverlässiges Mittel

Leodegar hatte sich schon immer durch originelle Einfälle ausgezeichnet. Darum wunderte ich mich nicht im geringsten, als er mir eines Tages erklärte, er habe nun ein Mittel entdeckt, das ihm gestatten werde, den Sechseläuten umzug besser und unbedrängter betrachten zu können als andere. Wenn ich mich ihm anschließen wollte, sei ich freundlich eingeladen. Ich werde mich von der Wirksamkeit seines Mittels überzeugen können. Was es sei, wolle er mir nicht verraten, das sei sein Geheimnis. Ich solle mich damit begnügen, von seiner Erfindung Profit zu ziehen und im übrigen nur den Mund und mich an ihn halten.

Ich hatte mir das Gedränge vergegenwärtigt, das ich in frühern Jahren am Sechseläuten hatte auszuhalten gehabt und mich infolgedessen nicht lange besonnen.

So stapften wir am Sechseläuten Nachmittag plaudernd nebeneinander der innern Stadt zu. O je, dachte ich, als ich die schwarze Menschenmenge sah, die sich vor uns drängte und keinen Wank tat, um uns mit Leodegars Erfindung Platz zu machen.

Leodegar mußte meine Zweifel in seine Erfindung erraten haben. Er lächelte ironisch und sagte nur:

„Du brauchst dich nur ganz dicht an mich zu halten. Du wirst sehen, wie einfach die Sache ist.“

Schon standen wir mitten im Gewühl, zehn Reihen von Menschen vor uns und ebenso viele hinter uns. Und immer noch dichter wurde der Haufen, in dem wir uns kaum mehr bewegen konnten. Meine Fronie trat sichtbar in meinem Gesicht zur Geltung. Leodegar aber ließ sich nicht verblüffen. Er lächelte und nickte mir zu.

Das Gedränge grenzte, soweit es überweit Grenzen hatte, ans Unerträgliche. Man kam sich vor wie in einer Sardinenbüchse — ja sogar wie in einer Büchse mit schlechten Sardinen. Ein Geruch machte sich bemerkbar... Was heißt ein Geruch... Nein, das war kein Geruch mehr, das durfte man mit gutem Gewissen als Gestank bezeichnen. Ja, ich gehe sogar so weit, zu behaupten, daß einer, der diesen Gestank als Geruch bezeichnet hätte, ein infamer Lügner gewesen wäre.

Aber das tat niemand. Im Gegenteil. Immer häufiger wurden die typischen Zürcher Ausdrücke, als da sind: „Pfui Tüfel! Säuchaibe!“ „Stinkbrüeder!“ und so weiter.

Schließlich schien sich das Aroma der Zürcher Luft doch wieder etwas zu bessern. Ich hatte nicht darauf geachtet, daß sich die Sardinenbüchse etwas gelockert hatte. Wir hatten jene mit Recht so beliebte Ellbogenfreiheit wieder erlangt, von der man in der Politik so oft spricht und die so vieles bedeuten kann. In unserm Falle allerdings bedeutete sie nichts anderes, als daß unsre Ellbogen wirklich und wahrhaftig etwas Spielraum bekommen hatten und wir uns wieder bewegen konnten.

Wir standen nun bereits in der fünften Reihe von vorne und konnten schon ab und zu den obersten Teil eines reitenden Polizisten sehen, wobei ich feststellte, daß dieser Anblick bei weitem nicht so unsympathisch ist, wie derjenige eines Polizisten, der nachts um halb ein Uhr mit dem Notzibüchlein im Wirtshaus erscheint und die seßhaften Bürger aufzuschreiben beginnt.

In meiner Betrachtung des Auge des Gesetzes wurde ich durch eine Wahrnehmung gestört, die mich nicht sehr begeisterte. Das Aroma der verfaulenden Sardinen war wieder da und deckte uns alle rücksichtslos zu. Mein Freund Leodegar schaute mich an und rümpfte die Nase. Ich flüsterte so laut, daß man es jenseits der Straße hören konnte: „Säuchaibe!“, um jeden Verdacht von mir abzulenken. Die Menge begann wieder zu fluchen und sich in altherwürdigen Zürcher Ausdrücken zu üben. Am meisten schimpfte Leodegar, wobei ich nicht festzustellen unterlassen will, daß er auch das sehr gut kann, wie er denn überhaupt ein Mensch ist, der in jeder Hinsicht über dem Durchschnitt steht.

Die Menschen begannen sich gegenseitig argwöhnisch zu mustern und abermals trat die vorhin schon erwähnte Ellbogenfreiheit in Erscheinung. Ein jeder machte ein möglichst verärgertes Gesicht und übte sich so laut wie möglich im Schimpfen. Aus diesem vielseitigen Wettbewerb um Zürcher Schimpfsworte entstand ein derartiger Lärm, daß wir

das Nahen des Umzuges ganz überhörten und auf einmal die Spitze des Zuges vor unsrer Nase erblickten. Ich stellte damals ohne eigentliches Erstaunen fest, daß wir in der ersten Reihe standen und daß ich tatsächlich den Sechseläutenzug so gut sah, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Als er vorüber war, brüllte mir Leodegar in die Ohren:

„Zum Bögg! Zum alten Tonhalleareal!“

Und schon setzte er in langen Sätzen davon und ich getreulich hinter ihm her. Als wir aber beim Bellevue um die Ecke bogen, machte ich ein wenig geistreiches Gesicht.

„Wie wollen wir auch da hindurchkommen...“ sagte ich ziemlich kleinlaut zu Leodegar. Dieser aber lächelte sein viel sagendes Lächeln und sagte nur: „Halte dich unter allen Umständen an mich. Du wirst schon sehen...“

Ich sah nicht, aber ich roch. Wieder stürzte jener unsägliche Gestank über uns her, wieder stellte ich fest, wie sich das Gewühl um uns lockerte und wieder gelang es mir, hinter Leodegar her drängend, etwa zehn oder fünfzehn Reihen vorwärts zu kommen.

Meine Nase protestierte. Ich wünschte einen jener undurchdringlichen Stockschnuppen herbei, wie ich sie im Laufe des Winters des öftern kennen gelernt hatte. So oft ich aber meine Nase prüfte: nicht die geringste Spur eines Schnupfens war zu erkennen. Ich hatte im Gegenteil die Ueberzeugung, daß mein Riechorgan noch nie so gut funktioniert hatte wie gerade jetzt, wo es dieses nicht sollte. Ich war wütend und meine Nachbarn waren genau dasselbe. Leodegar war am allerwütendsten und machte kein Geheimnis daraus. Immerhin darf ich nicht verschweigen, daß wir unter Assistenz dieses Gestankes auch hier wieder verhältnismäßig leicht vorwärts kamen, sodaß ein heimlicher Verdacht in mir zu erwachen begann.

Noch nie hatte ich die Zürcher in solchem Maße schimpfen und fluchen gehört, und ich hatte doch wahrhaftig schon an vielen Volksfesten teilgenommen. Man rief geradezu nach der Polizei und nach dem Gesundheitsamt. Aber das nützte alles nichts. Die Polizei hatte anderswo zu tun, und die Leute vom Gesundheitsamt wären geradezu dumm gewesen, wenn sie sich in diesen Gestank hinein gewagt hätten.

Das Sonderbare aber war, daß Leodegar und ich auch jetzt wieder langsam aber sicher dem Bögg näher rückten. Mein Verdacht, der noch keine bestimmte Form hatte, verdichtete sich im gleichen Maße, in dem sich die Bevölkerungsschicht um uns herum verdünnte.

Da sah ich — ja, wahrhaftig, da sah ich etwas, was mich nicht nur verblüffte, sondern mir auch den Fall von A bis Z klipp und klar erklärte:

Leodegar hatte in seine Tasche gegriffen, etwas herausgenommen, auf den Boden fallen lassen — und gleich darauf drang eine neue Wolke von Gestank auf uns ein.

„Stinkbomben!“ leuchtete es in meinem Gehirn auf. „Stinkbomben“, schrie ich denn auch in den Lärm der schimpfenden Mitmenschen hinein. „Du hast Stinkbomben mitgenommen“, brüllte ich Leodegar an und schaute ihm verständnisvoll ins Gesicht.

Das allerdings dauerte nicht lange. Kaum war das Wort „Stinkbomben“ über meine Lippen gepurzelt, als der lose Knäuel um uns herum sich blitzartig verdichtete. Wieder hörte ich die Mitmenschen fluchen und schimpfen. Und dann sah ich Stöcke und Schirme sich in die Luft erheben und wieder niedersausen. Eine Zeit lang tanzte Leodegars Schlapphut vor meinen Augen herum. Dann sah ich weder den Hut noch Leodegar, sondern lediglich einen Knäuel tobender Menschen, in dessen Mittelpunkt ich nicht mit Unrecht Leodegar vermutete. —

Ich habe an diesem Sechseläuten auch den Bögg aus nächster Nähe brennen sehen. Leodegar, dem ich dies zu verdanken hatte, habe ich am andern Tage im Kantonshospital besucht. Ich sah von ihm allerdings nicht viel mehr als zwischen Watten und Bandagen ein Stück eines Auges und die Nase, was mir aber vollständig genügte um ihm mitzuteilen, daß ich diesmal sogar die Rämbler um den brennenden Bögg habe reiten sehen und trotzdem nicht die geringste Spur von Mitleid mit ihm hatte... Paul Meier